Fahrt ohne Ziel [Fortsetzung]

Autor(en): **Poltzer, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 29

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640653

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

18 Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

Doch Frau Wilson sann von diesem Augenblick an auf Rache. Die Gelegenheit dazu ergab sich von selbst. Als die Stewardeß in jener verhängnisvollen Nacht Zeuge der dramatischen Auseinandersetzung zwischen Ihnen und Lawrence geworden war, berichtete sie über ihre Wahrnehmungen Fräulein Borgholm.

Fräulein Borgholm versetzte das Gehörte in große Unruhe. Sie vermochte keinen Schlaf zu finden. Vielleicht eine halbe Stunde später schickte sie die Stewardeß mit einigen Zeilen zu Ihnen. Ich weiß nicht, was Fräulein Borgholm Ihnen da geschrieben hat; wahrscheinlich beschwor sie Sie, kaltes Blut zu bewahren.

Wie die Stewardeß jetzt vor dem Untersuchungsrichter aussagte, hätte sie mehrere Male an Ihre Kabinentür geklopft. Als sie keine Antwort erhielt, öffnete sie die Tür. Selbst als die Frau das Licht anknipste, wachten Sie nicht auf.

Der Anblick der Waffe auf Ihrem Schreibtisch hat in der Stewardeß plötzlich den Gedanken erweckt, mit Lawrence jetzt abzurechnen. Sie nahm die Pistole an sich, löschte wieder das Licht und verließ eilig den Raum.

Als sie die Kabine des Millionärs betrat, lag der Schiffseigner völlig angekleidet auf seinem Bette und rührte sich nicht. Die Frau schloß die Tür und zog die schwere Samtportiere vor. Sie tat das ganz mechanisch. In diesem Augenblick erwachte Lawrence.

Frau Wilson behauptet, daß sie trotz allem noch nicht ganz entschlossen gewesen wäre, Lawrence zu töten. Als sie aber den Millionär so unerwartet auffahren sah, feuerte sie, ohne zu überlegen die Pistole auf ihn los. Er sank lautlos auf das Bett zurück. Er war sofort tot.

Nun aber kommt das Eigentümlichste.

Ich hatte stets angenommen, der Täter hätte den Toten in die Nähe Ihrer Kabine gebracht, um den Verdacht auf Sie zu lenken. Dies jedoch stimmt nicht. Die Stewardeß wußte gar nichts von dem in Ihrer Kabine gefallenen Schuß. Schon aus diesem Grunde konnte sie nicht auf den Gedanken kommen, den Verdacht der Täterschaft auf Sie zu lenken.

Nachdem die Frau sich überzeugte, daß in Lawrence kein Leben mehr war, horchte sie gespannt. Aber kein Mensch hatte den tödlichen Schuß vernommen. Und da kam der Mörderin der Gedanke, den Toten in das Meer zu werfen.

Nur ein Mensch von der Körperkraft der Stewardeß konnte auf diese Idee verfallen. Sie sagte sich mit Recht, daß man annehmen werde, Lawrence sei in seiner Trunkenheit über Bord gegangen.

Eine große Schwierigkeit war zu überwinden. Der hintere Deckaufgang befand sich zwar in nächster Nähe von der Kabine des Toten, aber diesen Weg durfte die Stewardeß nicht gehen. Der wachthabende Offizier und der Rudergast hätten sie da unbedingt entdeckt. Wählte sie dagegen den entfernteren zweiten Aufgang, so dürfte sie mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, ungesehen zu bleiben. Alles hing davon ab, ob ihr jemand auf dem Gang begegnete.

Doch sie hatte nicht viel Zeit zum Ueberlegen. Nachdem sie sich nochmals rasch überzeugt hatte, daß der Gang vor der Kabine völlig verlassen war, löschte sie sämtliche Lichter aus, so daß der Weg in tiefer Finsternis lag. Nun packte sie den schweren, leblosen Körper und schritt mit ihrer unheimlichen Last in der Richtung des zweiten Aufgangs.

Sie wissen, Herr Weindal, daß dieser Weg an Ihrer Kabine vorbeiführte. Die Mörderin befand sich bereits dicht vor dem Aufgang, als sie plötzlich das Empfinden hatte, daß oben an Deck jemand im Begriffe war, die Treppen hinabzuschreiten.

Wie Mary Wilson vor dem Untersuchungsrichter aussagte, hätte ihr das unerwartete Auftauchen einer Person einen so furchtbaren Schrecken eingejagt, daß sie, ohne auch nur den Bruchteil einer Sekunde zu überlegen, den Toten zu Boden geworfen hätte und wie besessen geflüchtet wäre.

Unwillkürlich war Frau Wilson in die Kabine von Fräulein Borgholm zurückgekehrt. Als Miß Borgholm das verzerrte schreckensbleiche Gesicht der Stewardeß erblickte, befiel sie eine gräßliche Ahnung.

„Hat Herr Weindal ihm etwas angetan . . .?" rief sie totenbleich.

Diese Worte erst, so bekundete die Stewardeß, hätten sie auf die Idee gebracht, Sie, Herr Weindal, mit der Tat in Verbindung zu bringen. Sie berichtete Fräulein Borgholm, wie sie Sie, Herr Weindal, in Ihrer Kabine hätte verschwinden sehen; gleich danach sei sie in nächster Nähe Ihrer Kabine über eine Leiche gestolpert. Der grausige Fund hätte auf sie eine derartige Wirkung gehabt, daß sie für kurze Zeit in Ohnmacht gefallen sei.

Fräulein Borgholm hatte nicht den geringsten Grund, den Worten der Stewardeß zu mißtrauen. In ihrer Angst um Sie beschwor sie die Stewardeß, über ihre Wahrnehmung jedermann gegenüber zu schweigen . . ."

26. Kapitel.

Der Bericht des Privatdetektivs hatte über eine Stunde gedauert. Ein schüchternes Klopfen an der Tür erscholl jetzt. Es war die Dame des Hauses.

Frau Petitjean, die ihren Gatten um mehrere Kopfeslängen überragte, jedoch in seiner Gegenwart eine fast rührende Schüchternheit zur Schau trug, begann im bittenden Tone: „Leon, willst Du nicht endlich zum Abendessen kommen . . .?"

Der Detektiv, der augenscheinlich zwischen einer rügenden Bemerkung und einem zärtlichen Blick für die Gattin schwankte, entschied sich für den goldenen Mittelweg. Bärbeißig bemerkte er: „Juliette, ohne Dich wäre ich sicher schon des Hungers gestorben . . ." und zu mir gewandt, fuhr er fort: „Wollen Sie uns die Ehre erweisen, unser bescheidenes Mahl mit uns zu teilen . . .?"

In einer weniger glücklichen Stimmung hätte ich mich vor dieser Einladung gedrückt. Rinderrouladen sind — selbst im angebrannten Zustande — niemals meine Lieblingsspeise gewesen.

Aber heute war ich zu allem bereit.

Wir nahmen in dem engen Speisezimmer Platz, und Frau Petitjean servierte, von zahlreichen Entschuldigungen begleitet, das etwas sonderbar duftende Gericht. Es war gut, daß ein recht trinkbarer Wein auf dem Tisch stand — denn, lebte die ehemalige Gastköchin des Bischofs von Angoulême noch, sie wäre vor Scham über ihre unwürdige Tochter sicherlich gestorben. Zu Frau Petitjeans Entschuldigung sei jedoch gesagt, daß es schon halb elf war, als wir uns an die Tafel setzten.

Obschon mich eine Frage dauernd beschäftigte, zu deren Beantwortung Petitjean nicht mehr gekommen war, unterließ ich es, während der Mahlzeit auf den Mordfall zurückzukommen. Erst als wir uns vom Tische erhoben, bemerkte ich: „Eines haben Sie vergessen, mir zu sagen, Herr Petitjean . . ."

Der Privatdetektiv unterbrach mich: „Sie meinen, die Sache mit dem Taschentuch . . ."

„Wissen Sie für die eine Erklärung?"

„Um ganz aufrichtig zu sein, nein! Aber vielleicht können wir eine finden. Vor allem: sind Sie dessen ganz sicher, daß das Taschentuch sich nicht bereits früher in Ihrer Kabine befand? Fräulein Borgholm hatte Sie kurz vorher aufgesucht, sie konnte doch das Tüchlein bei Ihnen vergessen haben . . ."

„Ja, das wäre die einfachste Erklärung; bloß sie stimmt nicht. Ich würde jederzeit den Eid leisten, daß das Taschentuch erst nach meinem Erwachen vor dem Schreibtisch am Boden lag. Es ist ausgeschlossen, daß ich es auf dem dunklen Teppich übersehen hätte . . ."

„Möglich wäre es trotzdem."

„Sie vergessen meinen überaus scharfen Blick, Herr Petitjean! Ich war Kunstschütze, und nicht gerade der übelste, und was meine Augen anbelangt, sie haben nichts von ihrer Schärfe eingebüßt . . ."

Fortsetzung auf Seite 697

Plötzlich verrät ein zarter Duft weißer Blüten Syringen oder japanischen Flieder.

Immer wieder neues Blühen, neues Leben; wie könnte man fertig werden.

Hier ist die Alpenflora, die sich charaktervoll auf Anhöhen aneinander gliedert. Und dort ist eine Extra-Abteilung von Arzneipflanzen. Wer kennt sie alle? Geht hin und schaut.

Wie manche Berner Hausfrau mag neidisch im Gemüsegarten Umschau halten. Prachtsexemplare von Kabis bewunderte ich besonders.

Wie köstlich wirkt die „Douche", ein kleines Bronce-Kunstwerk, die an warmen Tagen regenbogenfarbene Strahlen der Erfrischung bietet.

So könnte man zu jeder Jahreszeit den Berner Botanischen Garten neu beschreiben, neu bewundern. Hier lebt eine Welt mit natürlichen Gesetzen, das ewige Kommen und Gehen.

(„Fahrt ohne Ziel", Fortsetzung.)

Der Detektiv lachte.

„Schärfe des Blicks und Schärfe des Geistes; beide können mal versagen, glauben Sie es mir, mein lieber Herr Weindal! Aber wir wollen es dabei belassen, daß das Taschentuch erst später in Ihre Kabine gelangte. Kann es denn nicht die Stewardeß verloren haben? Wollen Sie mir mal das Tuch zeigen?"

Ich griff in die Brusttasche und zog das Taschentuch hervor. Im gleichen Augenblick durchzuckte es mich, mit welcher Selbstverständlichkeit Petitjean angenommen hatte, daß ich Milicas Taschentuch bei mir trug. Ich glaube, ich bin rot geworden.

Falls Petitjean es sah, so besaß er genügend Feingefühl, um zu tun, als hätte er nichts bemerkt. Er beugte sich über das kleine Tüchlein, dem noch immer ein leiser Duft entschwebte. Er schnupperte daran.

„Wissen Sie auch bestimmt, daß es Fräulein Borgholm gehörte?" fragte er.

Ueberrascht sah ich ihn an. „Aber ich bitte Sie, wem sonst könnte es gehören . . .?"

„Der Stewardeß zum Beispiel!"

„Aber das Monogramm und das mir nur allzu bekannte Parfüm?"

„So, das Monogramm! Muß der ‚M-Buchstabe' unbedingt Milica bedeuten? Könnte es nicht ebenso gut Mary sein? Mary Emerencia Wilson? Das Taschentuch ist aus einem guten Seidenbatist; es mag drüben in den Staaten vielleicht einen Dollar gekostet haben. Bestimmt auch für eine Schiffsangestellte kein unerschwinglicher Preis . . ."

„Aber das Parfüm?! Es ist Fräulein Borgholms Parfüm; ich schwöre es Ihnen!"

Petitjean schnupperte abermals an dem Taschentuch. „Es ist ein ganz teures Parfüm! Davon verstehe ich was; mein Bruder hat in Grasse eine kleine Parfümfabrik. Die Stewardeß konnte sich so etwas Teures kaum leisten. Auch hieße es, die Frauenpsyche nicht kennen, wollten wir annehmen, Fräulein Borgholm hätte ihrer Zofe eine Flasche ihres eigenen Parfüms geschenkt, das tut keine Frau! Aber, von zehn Zofen benützen neun heimlich — die Parfümflasche ihrer Herrin . . ."

Das Rätsel von dem Tode des Millionärs J. B. Lawrence war somit gelöst. Es war das Verdienst des Herrn Leon Petitjean, eines skurrilen Privatdetektivs in einer vorderasiatischen Stadt; ihm gebührte mein und Milicas Dank.

„Herr Petitjean", begann ich, „Sie haben mir und Fräulein Borgholm und nicht zuletzt der Gerechtigkeit einen großen Dienst erwiesen. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, und was Ihr Honorar anbelangt — — —"

„Das überlassen Sie nur Buonavoli", unterbrach mich der Detektiv. „Ich handelte in seinem Auftrage. Und wenn ich für Sie noch etwas tun kann, bitte verfügen Sie über mich."

Seine letzten Worte brachten mich auf den Gedanken, mich ihm in der Geschichte mit Bolton anzuvertrauen.

Als Petitjean hörte, daß ich seinen Rat brauchte, schlug er mir einen kleinen Spaziergang vor.

Wir verließen seine Wohnung. Es war eine wundervolle Nacht. Eine jener zauberhaften arabischen Nächte, die an ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht erinnern. Ein schwarzblauer Himmel, von Miriaden Sternen besät, wölbte sich über die lautlosen, ausgestorbenen Gassen.

Wortlos wanderten wir dem Hafen zu.

Ein lauer, samtweicher Wind liebkoste unsere erhitzten Gesichter. Ein stilles Glücksgefühl, wie ich es seit langem nicht mehr empfunden, hatte sich meiner bemächtigt.

In dem Maße, wie wir uns dem Hafen näherten, zerstob die Stille der Nacht und mit ihr der so wunschlos glückliche Seelenzustand. Der Mensch ist ein sonderbares Geschöpf. Kaum hat er eine große, seine „einzige" Sorge von sich gewälzt, da läßt er sich bereits von anderen packen.

Es ist, als ob die eine Sorge bloß wiche, um der nächsten Platz zu machen. „Nun sind Sie an der Reihe, Kollegin Sorge."

Wir fanden eine verhältnismäßig ruhige Café-Terrasse und ließen uns nieder. Aus einem benachbarten Lokal drangen die Klänge eines Akkordeons zu uns. Manchmal hörte man eine rauhe Männerkehle in die satten, chromatischen Töne des Instrumentes einfallen: „Une Jiji-Java . . ."

Wir tranken einen Apéritif, eines jener angeblich appetitanregenden Getränke, die mir stets den Magen verdarben. Aber nach Frau Petitjeans Rinderrouladen war es sowieso gleichgültig.

War die warme Nacht oder das Getränk an meiner plötzlichen Gedankenträgheit schuld?

Es kostete mich gewaltige Anstrengung, mich aufzuraffen und dem aufmerksam lauschenden Detektiv die Geschichte von Bolton und den von Williams nach Europa gebrachten Juwelen in aller Ausführlichkeit zu erzählen. Selbstverständlich verschwieg ich Petitjean meine Kenntnisse oder richtiger meine Mutmaßung über das Versteck der Schätze. Dies war nicht allein mein Geheimnis.

Als ich meinen Bericht beendet hatte, bemerkte Petitjean: „Nach dem, was Sie mir berichtet haben, glaube ich, die Rolle, die Bolton in der Sache spielt oder spielte, ziemlich klar zu sehen. Der Mann war ein Abgesandter der Bande, die Williams einst befehligte. Williams hat, dies ist kaum zu bezweifeln, nicht nur vor den Behörden Reißaus genommen, sondern auch vor seinen eigenen Leuten."

„Sie meinen also, daß Bolton den ‚Rächer' spielen sollte!" rief ich.

Ich verstand plötzlich, was Milica mit den Worten „Gut, daß Williams nicht mehr lebt!" meinte, als sie Boltons wahre Identität von mir erfuhr.

„Möglich und sogar wahrscheinlich, daß Bolton den Auftrag hatte, Williams zu beseitigen", beantwortete Petitjean meine Frage. „Sicher ist, daß er nach Europa kam, um die Schätze, die Williams auf seiner Flucht mitgenommen, dem untreu gewordenen Bandenchef wieder abzujagen. Denn, wenn Verbrecher wie Williams auch große Macht über ihre Untergebenen besitzen, sind sie andererseits in einem gewissen Sinne Gefangene ihrer eigenen Leute.

Ein Gangsterhäuptling kann sich nicht zurückziehen wie ein reich gewordener Fabrikant. Die Tätigkeit jener Leute, wir haben da genug Beispiele erlebt, endet erst an dem Tage, da sie eine Kugel niederstreckt. Williams war bestimmt nicht der erste seines Zeichens, der plötzlich die Sehnsucht empfand, die ‚Früchte' seiner gefährlichen Tätigkeit in irgendeinem fernen Lande in Ruhe zu genießen. Fast keinem ist der Wunsch in Erfüllung gegangen — auch Williams nicht."

„Williams starb eines natürlichen Todes", bemerkte ich.

„Soweit ein Tod natürlich ist, wenn ein Mensch bei einer dramatischen Begegnung einen Herzschlag erleidet! Williams muß es zweifellos gewußt haben, daß man ihm auf der Spur war. Daß Bolton sein Verfolger war, muß ihn in eine panische Bestürzung versetzt haben. Vielleicht waren die beiden schon von früher her verfeindet. So lange Williams der ‚Chef' war,

gehorchte Bolton zähneknirschend. Nach Williams Verrat stand Boltons Rache nichts mehr im Wege. Williams war kein junger Mann mehr, das plötzliche Auftauchen seines Feindes, von dem er wissen mußte, wie wenig ihm ein Menschenleben bedeutete, jagte ihm den Schreck in die Glieder. Er starb aus Angst . . ."

„Ein barmherziges Ende für einen Mann wie Williams!" bemerkte ich.

Nun schwiegen wir beide. Auch drüben in der Matrosenkneipe war es still geworden. Von den Hängen des Libanon kam meerwärts ein warmer Hauch. Die arabische Nacht trat wieder in ihre Rechte.

Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Wirtschaftslage der Schweiz

„Ein halbes Jahr traut man der Sache noch", schreibt in der „Berner Tagwacht" Dr. Max Weber, während im „Demokrat" H. K. Sonderegger mit warnendem Finger auf die Tatsache hinweist, daß der schweizerische Großhandelsindex im vergangenen März um fast ein halbes % gesunken sei und nur noch 22½ % über dem Punkte des letzten Jahres stehe. Woraus sich eine Krise entwickeln könnte, sobald das Sinken weitergreifen und sich auf den Kleinhandel ausdehnen sollte. Wie stehts wohl in Wirklichkeit?

Es gibt einige herkömmliche „Barometerzeichen", welche die wirtschaftlichen Wetterpropheten beobachten, ohne richtig zu merken, wie bei den veränderten Zeiten keine der frühern Deutungen mehr allgültig seien. Es wird beispielsweise immer gesagt, die Bautätigkeit sei der Schlüssel zur Konjunktur . . . oder, sinkende Bautätigkeit künde eine allgemeine Depression an. Nun wird festgestellt, daß sich die private Bautätigkeit etwa auf der doppelten Höhe des Vorjahres halte. Jedoch durchaus nicht auf Grund „freien Antriebes", wie das eigentlich sein müßte, gälten noch die Gesetze des „freien und von keinen Stimulantien bestimmten Marktes": Bundessubventionen, kantonale Subventionen und entsprechende Beiträge einzelner Gemeinden regen die Bauherren an, sich vor allem Umbauten und Renovationen zu leisten. Dank dieser Anregungen, die auf Geschenke hinauslaufen (und für die Mieter schließlich Mietzinsverbilligung bedeuten müßten), können in diesem Sommer 6½ Tausend Bauarbeiter mehr als im letzten arbeiten. Aber beinahe 23,000 Mann stehen immer noch abseits, finden keine Arbeit. Und wieviele würden es sein, wenn die öffentliche Hand nicht das Bauen durch Subventionen angeregt hätte?

Die Frage ist berechtigt, ob die Bautätigkeit wirklich noch, wie ehemals, so völlig als „Konjunkturschlüssel" zu gelten habe. Wo doch sehr deutlich die Exportindustrie und der Fremdenverkehr vorangegangen und die Haussewelle via Teuerung über die Transportanstalten und die Binnen-Wirtschaft gekommen. Sollten aber die alten Theoretiker Recht haben, was muß man aus der Tatsache lesen, daß in den großen Städten die Mieten ganz leicht sinken, in Bern fast 1 %? Von steigenden Wohnungsansprüchen, aus welchen heraus sich ja schließlich der Wohnbedarf ableitet, ist also nichts zu merken. Mit andern Worten: Beamte, Mittelstand usw. denken noch lange nicht daran, aus Drei- in Vierzimmerwohnungen überzusiedeln. Mithin kann es ihnen so viel besser noch nicht gehen, und ein weiteres Anziehen der Konjunktur ist höchst wünschenswert. Wie aber, wenn sich die Folgen der Abwertung schon bald erschöpfen und niemand weiß, was man tun könnte, um der Binnenwirtschaft Antriebe zu geben . . . andere als durch „Abwertung" und durch „Subventionen"?

Hoffen wir, der sinkende Großhandelsindex kehre nochmals um und lasse den Verantwortlichen noch eine längere Frist, um zu überlegen, was es zu tun gelte, falls, ja eben, falls die natürliche Entwicklung, die berühmte, wieder absacken will.

Ferner Osten und naher Westen

Am 21. Juni letzthin soll sich in der neuen Hauptstadt von Manschukuo, in Tschangtschun, der Kaiser dieses Staates, der letzte und unseligste Sproß des chinesischen Kaiserhauses, selbst umzubringen versucht haben. Oder aber es habe sich einer seiner Untertanen gegen ihn erhoben, was weiß man! Die Weltpresse hat gebührend wenig über dieses Attentat oder „Selbstattentat" geschrieben. Was liegt auch daran, wenn Pu Yi stirbt? Ist er denn Kaiser? Dem Namen nach, ja, aber die Herrschaft besitzen die Japaner. Und wenn eines Tages der Plan auftauchen sollte, die Mandschurei nun endgültig zu annektieren, was tut man mit Pu Yi? Am besten wär's, er würde verschwinden! Endgültig! Weshalb man denn auch den Verdacht nicht los wird, das Attentat auf den Schattenkaiser solle die Annexion, die endgültige, einleiten, und es sei kein mandschurischer Bandit gewesen, der das Mordmesser erhob.

Was die Welt mehr wunder nimmt, als die Vorgänge von Tschangtschun, das sind die Pläne der japanischen Militärpartei. Es war noch immer die Taktik der „Kriegerkaste", einen Krieg oder wenigstens eine „Rauferei" heraufzubeschwören, wenn sie die Nation in Bahnen des Friedens einbiegen sah, das heißt in Bahnen, die schließlich bis zum Beweis der Ueberflüssigkeit sämtlicher Häuptlinge und Generäle führen mußten. Und da nun in Japan nach der furchtbaren Wahlenttäuschung der Militärpartei, die zum Sturz des Kabinetts Hayashi führte, eine neue, von den großen Parteien abhängige Regierung amtet, die parlamentarisch sein will, müssen die Kriegsgurgeln Verwicklungen finden. Da oder dort! Wenn daraus ein Krieg entsteht, wird kein Parlament wagen dürfen, die Verteidigung des Landes zu sabotieren.

Im übrigen hofft die japanische Armee, Chinesen und Russen würden die Güte haben und ihrerseits für Zwischenfälle sorgen. Seit den Erschießungen in Moskau und den maßlos um sich greifenden Verhaftungen und Aburteilungen gerade im östlichen Sibirien liegt der Gedanke direkt auf der Hand, Stalin könne Abwechslung brauchen und das russische Publikum mit einigen Alarmschüssen aus dem Amurgebiet unterhalten. Und bei den Chinesen gibts immer wieder Heißsporne, denen die Armeereform zu lange dauert, und die glauben, nach der Versöhnung zwischen Sowjetchina und Nanking sei man stark genug zum Losschlagen! Es braucht also nur ein wenig arrogante Aufführung japanischer Offiziere, und die Chinesen werden ihren gelben Brüdern den Liebesdienst erweisen und zu schießen anfangen. Oder die Russen werden es tun. Krieg braucht daraus ja noch nicht zu werden. Wenn nur das Volk Japans nicht umdenken lernt! Wenn es nur weiterhin an die Unabwendbarkeit der Abrechnung mit Moskau und Nanking glaubt, bis zum „großen Moment", der einmal kommen muß: Bis zum Ausbruch des Brandes in Europa!

Die Kämpfe auf dem Amurfluß, die Besetzung und nachherige Räumung einiger Inseln des Stromes durch die Russen, das Auffahren von Kanonenbooten beider Parteien, die nachherigen Protestnoten und schließlich das Verhandeln, gehören in dieses Kapitel. Man muß sich die Japaner vorstellen: Ihr Spionagedienst berichtet von regelrechten Kämpfen zwischen der GPU-Truppe und Offizieren, die verhaftet werden sollen; wäre da der Moment nicht günstig? Warum man dagegen das chinesische Feuerlein anblies, ist weniger klar: Der tatsächliche Angriff und die Besetzung zweier Forts in der Nähe von Peiping ging von den Chinesen aus; der Gegenangriff der Japaner aber führte über die wiedergenommenen „Städte" hinaus. Tschang Kai Scheck befahl zuerst öffentlich und demonstrativ, der Zwischenfall solle friedlich erledigt werden, dann aber, Provokationen seien mit Gewalt abzuwehren. Kommt's wohl zum Schlagen?

Viel hängt von dem ab, was jetzt Europa tut. Bleibts ruhig, dann wird Japan sicher den Ausbruch mäßigen . . . Von Amerika her kam der belgische Regierungschef van Zeeland mit gewissen Nachrichten. Vor seiner